

Goethe : eine Basler Festrede, gehalten von Andreas Heusler

Autor(en): **Heusler, Andreas**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **11 (1931-1932)**

Heft 11-12

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-157405>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Goethe.

Eine Basler Festrede, gehalten von Andreas Heusler.

I.

Über dem Künstler den Menschen vergessen, über dem Werk die Bedürfnisse des Lebenslaufs: das mag man sich bei Vielen, bei den Meisten zum Ziel stecken . . . Bei Goethe kommt man damit nicht durch.

Wie hoch wir Goethes Kunst einschätzen, wollen wir nicht fragen. Aber wir treten dem Gefeierten nicht zu nah, wenn wir uns vor Augen halten: In der Reihe der Meister mutet er mit seinem Kunstschaffen fragwürdig an.

Er fühlt und bekennt sich als Dichter:

„Du, Muse, befehlst mir allein . . .“

„Mein eigentliches Glück war mein poetisches Sinnen und Schaffen.“

Aber sein Leben stand zum kleinen Teil im Dienst der Muse. „Keine Reime kann ich Ihnen schicken“, heißt es in einem Neujahrsgruß, „denn mein prosaisch Leben verschlingt diese Bächlein wie ein weiter Sand.“ Verwaltungssämter und Wissenschaft, daran hat Goethe seine meiste Zeit gesetzt. Und nicht gezwungen, nicht des bürgerlichen Rückgrats wegen! Er hatte Stunden, wo er seine Naturforschung als sein wahres und dauerndes Verdienst nennen konnte.

Dazu das, worin uns Goethe so recht als Kind des Kokos erscheint: der Hofmann und der Gesellschafter; der erfindungsreiche Unterhalter einer Kleinstadtresidenz; ein höherer Maître de plaisir . . . „Ich leide noch immer unsäglich am Carneval“: solche Stoßseufzer vernimmt man im Jahre der Xenien und des Hermann! Aber entbehren mochte er das nicht . . . Man mag diese ganze Seite beklagen als einen Zoll an das Vergängliche: übersehen kann man nicht, wie tief es wurzelt in Goethes Lebenswillen, und wie breit es hereinragt auch in seine Schriftstellerei.

Mehr als das! Wohl zieht sich sein Dichten — mit langen Unterbrechungen — durch sein Leben hin. Aber, folgt man diesem Lebensfaden, so nimmt man ergriffen wahr: wie viele Anläufe — und wie oft ein Stocken und ein Abbrechen! — Nicht als ob Goethe zu den mühselig Schaffenden gehörte: war er einmal bei der Sache, so konnte er fließend in die Feder diktieren, und gefeilt hat er zwar umständlich, doch ohne Qual. Aber — so vieles hat ihn abgelenkt, eh er mit dem Gestalten begann oder mitten im Gestalten. „Ich hatte damals des Zeugs zu viel im Kopfe . . .“ Denken wir nur an den Zellstoff, den er sich angewärmt hatte und dann an Schiller abtrat; oder an die sehnsuchtweckenden Bruchstücke des Ewigen Juden, des Elpenor . . . Aber auch an Wilhelm Meister und Faust, deren Entstehungsgeschichte eine Leidensgeschichte heißen darf!

Und dem gegenüber das Bändefüllende, das sich von vornherein im Ziele bescheidet: Übersetzungen und anderes! „Hüten Sie sich vor Zer-

„splitterung und halten Sie ihre Kräfte zusammen!“ mahnt er den Bögling: „wäre ich vor 30 Jahren so klug gewesen, ich würde ganz andere Dinge gemacht haben!“

Wie viele Werke von einigem Umfang — Kunstwerke, gewichtig und geschlossen in jedem Sinne — sind diesem leichtschaffenden Manne in achtzig Jahren geglückt? Wir kommen kaum auf die Zehnzahl.

Goethe selbst schilt auf die „Liebhaber und Pfücher“ und preist die handwerkliche Tüchtigkeit des gelernten Meisters. Aber er gehört nicht zu den Großen, die — auf dem Felde irgend einer Kunst — ihren Weg gewonnen haben und nun in naturhaftem Schaffen ein Meisterwerk neben das andere stellen. Er behält das Tastende, Versuchende; etwas Außerkünstlerisches, Liebhaberhaftes . . . Umso merkwürdiger, als kaum ein zweiter der wahren Dichter so ernstlich über den Generalbaß seiner Kunst ge-
sonnen hat!

Soll man schon einen Großen aus fernem Lager vergleichen, — man fällt auf Leonardo da Vinci.

Damit hängt zusammen: Jene zehn vollendeten Schöpfungen vertreten nicht eine persönlich eroberte Kunstweise; sie bilden keine *Famili*e wie die Schauspiele Shakespeares, Molières, Hebbels, Ibsens, wie die Madonnen Tizians, die Quartette Beethovens. Jedes Werk ist ein einmaliger Wurf: Götz und Werther, dicht nacheinander entstanden, dann Egmont, Iphigenie, Tasso, Hermann, erster Faust: die Schöpfungen der mittlern Jahrzehnte; Wahlverwandtschaften und zweiter Faust, die Gaben des Meisters: wie wenig haben sie an Gattungshafem gemein! Was sie einigt, ist das *Menschen*tum des Urhebers . . . Wie Goethe selbst es nennt: es sind Bruchstücke einer Beichte. Das „Abreagieren“ des Erlebten hat für Goethes Dichten, auch wo es in fremder Maske geht, außergewöhnlich viel zu sagen.

II.

Aber, über den „Werken von einigem Umfang“ vergessen wir die Hauptsache nicht!

Der Mittelpunkt an diesem weltentweit spannenden Menschen ist — die Lyrik.

Lyrik im weitesten Verstande. Zu dem Sängler, dem Räuder des Herzens, dem Berklärer der Sinne, kommt der weise Sprecher, der Spruchdichter in Lehre und Spott, Beichte und Angriff.

Das ist Goethes angeborene Kunst. Da zu brauchte er keinen Generalbaß, keine mahnenden Anreger und Verbesserer. Hier konnte er der Stegreifkünstler sein, der Unzünftige, der Liebhaber!

Erzwänge man, aus größtem Abstand, eine Überschrift zu Goethe: es müßte doch der Lyriker sein.

Seine lyrische Ader quoll nicht nur dem Jüngling. Anderen mag sie verfliegen unter dem Staub des Lebensmittags: Goethen blieb sie treu,

durch alle Stein- und Knochen- und Farbenlehre hindurch. Dem Sechziger gelang das blutwarme Liederbuch des Divans, dem Siebziger die Trilogie der Leidenschaft, dem Achtziger das Schlußbild des zweiten Faust: eine Kette seherhafter Lyrik.

Nach der Masse will lyrisches Schaffen am wenigsten berechnet sein. Von Goethes Versbänden fällt ja gar Vieles auf jenen Außengürtel, der dem flüchtigen Fest, der Zerstreuung des Alltags dient. Denken wir uns das weg —: was bleibt alles übrig für die innere Zelle; das was die Nachwelt nicht missen möchte!

Ein Lyriker darf sich schon glücklich preisen, wenn sechs seiner Lieder und Sprüche seinem Volke teuer bleiben. Goethe steht hier einsam: sein lyrisches Vermächtnis ist so reich: wo man in einem Bande die beste deutsche Lyrik sammeln will, hat man Mühe, neben dem Nötigsten aus Goethe noch Raum für die vielen Anderen zu behalten!

Man kann streiten, ob Goethe ein Dramatiker und ein Epiker war — auch wenn man nicht an „das wahre Drama“, „das wahre Epos“ glaubt. Man kann fragen, ob Götz oder Tasso die Tugenden haben, die irgendwo auf der Erde ein Bühnenstück auszeichnen. Man kann fragen, ob Goethe die Anlage zum Prosaerzähler hat: nicht nur beim Werther, der von Lyrik schwillt; auch bei den gedämpften Wahlverwandtschaften: auch da, gerade in den höchsten Augenblicken, ersteht der Lyriker vor uns . . .

Goethes Flügelroß ist die Lyrik: sobald er es verläßt, wird er — Fußgänger. Der Faust gibt hundert Beispiele, am handgreiflichsten der Prolog im Himmel. Oder man nehme den Harfenspieler des Wilhelm Meister: welcher Abstieg von jenen zaubervollen Liedern zu der Halbwirklichkeit der Prosa!

Wir genießen Goethes größere Werke nicht als Kabinetstücke dramatischen oder epischen Könnens . . . Und doch wäre der Satz zu eng: was seinem Geschriebenen, die Gattung nenne sich so oder so, den Wert gibt, ist die Lyrik. Besser sagen wir: durch alle Kunstform zieht uns bei Goethe der Mensch in seinen Bann; sein Seelenblick und seine Lebensstimmung leuchten uns, wie die Goldader aus dem Gestein, entgegen.

Denn ihm war gegeben, allem Gedanken und Gefühlen das deckende Wort zu finden. „Er prägt euch mit einem Worte ein Heer unbestimmter Begriffe“, ruft Lavater aus.

III.

Goethes Menschentum — wie ist es zu fassen?

Wir hüten uns peinlich, ihn auf einen Isten oder Iztisten zu taufen, einen Aner oder Dner. Uns warne der schalkhafte Altersspruch:

„ — Gott grüß euch, Brüder,
Sämtliche Dner und Aner!
Ich bin Weltbewohner,
— Bin Weimaraner.“

Aber auch ohne jede gedankenblasse Formel —: dieses Menschenbild scheint der Einheit zu spotten: bei seiner unglaublichen Vielseitigkeit, seiner Anpassung an jeden Gesprächsgegenstand. Seine Umgebung spricht von seiner „Proteusnatur“. Er selbst sagt: „Ich bin wie immer der nachdenkliche Leichtsinn und die warme Kälte“. Er verschreibt sich keiner „Richtung“. Sein langes Leben wandelt ihn: man hat drei Goethe unterschieden, den jungen, den klassischen, den alten.

Dazu diese Goethische Eigenschaft, die man „konzilient“ genannt hat. Die „zu viele Nachsicht und Gutheit“, worüber Freund Knebel klagt. Das Gegenteil von schroff und eigenwillig. Er pocht nicht darauf, anders zu sein als andre. Schmiegsam läßt er gelten, was ihm tüchtig scheint.

Wer will, kann mit einzelnen Stellen Goethe auf alles behaften. Hier fand man den Religionsspötter in ihm und dort den katholischen Gläubigen. Bald ist er der genießliche Lebemann, bald der Gedanken schwere, „allzu sehr zum Ernste geneigt“. Viele erlebten ihn als die steife Erzellenz, viele als den zarthändigen Menschenfreund. Man konnte ihn zum feierlichen „Olympier“ prägen — und zum derb-kernigen Stadtbürger.

Suchen wir etwas von dem zu ertasten, worin sich seine Einheit behauptet!

Goethes Gnadengabe ist der Einklang von Sinnlichkeit und Geistigkeit. Er ist kein Zerklüfteter. Mit dem Gegensatz Geist und Natur mochten sich andere quälen. „Sinnenglück und Seelenfrieden“ sind für Goethe wie Ein- und Ausatmen. Schon der Stürmer und Dränger — neben seinen Genossen erscheint er in wohligem Gleichgewicht. So viel Gleichgewicht bei solcher Spannweite der Pole! : dahin könnte man die Urteile seiner Freunde zusammenfassen.

Die Welt, die Sinnenwelt, liebt er immer. Er ist nie überworsen mit ihr. Das große Bejahen des Lebens... Die tiefinnere Überzeugung, daß diese Sinnenwelt zu Recht besteht... Er will sie nicht anders. Noch der Greis hängt an der bunten Hülle, dem farbigen Abglanz.

Eine Genußfähigkeit ohne gleichen geht durch sein ganzes Leben. Und eine Liebesfähigkeit — in jedem Sinne. Einen Casanova in ihm zu sehen, war ebenso abwegig, wie den Gehirnerotiker: neben Seinesgleichen, neben den geistigen Schaffern, ist er der große Erotiker, der alle Stockwerke der Weibesliebe mit gleichem Feuer verklärt. Daher der geborene Liebeslyriker.

Im eigenen Erleben das Sinnenglück der Liebe mit den andern Stockwerken in beruhigtes Gleichgewicht zu bringen, hat ihm das Schicksal nicht gewährt. Seine Sinnenwärme mit seinen Gemüts- und Häuslichkeitsbedürfnissen hat ihm das fast 30jährige Zusammenleben mit der geistig Unebenbürtigen tragbar gemacht.

Aber auch außerhalb des Geschlechtlichen: Goethe glüht von Liebe — zur Natur, zur Kunst, zu den Menschen. Seine Gefährten, in Weimar und draußen, wirken neben ihm oft empfindsam, gefühlsfelig und können seine

erdenhaftere Art zwischen durch als „grob“ oder als „selbstig“ verspüren. Ein Mensch, seine Mutter, ist ihm gleich an urwüchsiger Herzens- und Sinnenwärme.

Wer Goethes allliebendes Herz in seinem Dichten nicht erkennt, der wende sich seinen Briefen zu: wie es sich da äußert, überschäumend beim Jüngling, verstehend-trostbereit beim Manne, wohlwollend-gütig beim Greise! Zu den ungleichsten Herzen findet er den Schlüssel. Man muß es lesen, mit welcher Güte und Zartheit er wirbt um Herder, um Lavater, Jahre lang, bis sich die Wege scheiden müssen. Wie Goethe „hilfreich und gut“ sein konnte, erleben wir in den Briefen des Dreißigjährigen an den verängstigten Sekretär Kraft. Da stehn Sätze, die dürften in ihrer schlichten Seelenschönheit neben Goethes herrlichste Verse treten.

Wenn sich Goethe schon früh mit kühler Würde umschalte gegen Gleichgültige und gegen Neugierige: das kann an seiner Liebesfähigkeit nicht beirren.

Ebenso warm schlägt dieses Herz für die Natur, die geschaute Landschaft.

Von Goethes geheimnisvoller Kunst, die Landschaft in Worte zu bannen, reden wir nicht: nur davon, wie diese Gesichtsbilder bei jedem Anlaß bekunden, wieviel sie zu Goethes Glück beitragen. Der Jüngling verscheucht den lähmenden Liebestraum mit den Röstlichkeiten des Seeufers:

„Hier auch Lieb und Leben ist.“

Und wo sich der Greis, in seiner letzten begehrenden Leidenschaft zum Entfagen gezwungen, auf den Wert des Daseins besinnt, da steigt es vor ihm auf:

„Ist denn die Welt nicht übrig? Felsenwände,
Sind sie nicht mehr gekrönt von heiligen Schatten?
Die Ernte, reift sie nicht? Ein grün Gelände,
Zieht sich nicht hin am Fluß durch Busch und Matten?
Und wölbt sich nicht das überweltlich-Große,
Gestaltenreiche, bald Gestaltenlose?“

Der Inbegriff der Naturherrlichkeit aber wurde dem Kinde der Mainebene das Hochgebirg. Der Brief des Dreißigjährigen über die Dole-Aussicht hebt sich zum Hymnus bei der „Reihe der glänzenden Eisgebürge“, die „der Geist des Himmels in unzugänglichen Gegenden, . . . für sich allein, in ewiger Reinheit aufbewahrt“. Am tiefsten grub sich ein das innere Lauterbrunner Tal (Steinbergalp). Dort erlebte Goethe — am 10. Oktober 1779 — der Berge Gipfelriesen, die er, fast fünfzig Jahre später, auf Fausts Genesung niederschauen läßt. Und noch einmal lebt ihm dies auf: wo der Pater profundus die göttliche Liebe in der Natur findet:

„Wie Felsenabgrund mir zu Füßen
Auf tiefem Abgrund lastend ruht;

Wie tausend Bäche strahlend fließen
Zum grausen Sturz des Schaums der Flut . . .“

Mit dem Auge hat dieser Schönheitsdiener die Welt gefaßt und ausgekostet. In den Versen Synceus des Türmers zieht der Achtziger die Summe des eignen Seins:

„Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Turme geschworen,
Gefällt mir die Welt.
Ich blick in die Ferne,
Ich seh in der Näh
Den Mond und die Sterne,
Den Wald und das Reh.
So seh ich in allen
Die ewige Zier,
Und wie mirs gefallen,
Gefall ich auch mir.
Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön!“

IV.

Goethes Gesamtwerk hinterläßt den zwingenden Eindruck von **Gesundheit**.

Es heißt wahrlich den Wald vor Bäumen nicht sehen, wenn die Irrenärzte auch Goethe für ihren Geniespittel ansprechen!

Zu dem Menschentum, das Goethe an Winkelmann preist, gehört:

„in dem höchsten Augenblicke des Genusses, wie in dem tiefsten der Aufopferung, ja des Untergangs eine unverwüßliche Gesundheit.“

Fromm spricht sich Goethes Gesundheit aus in dem lieblichen Divanspruch:

„Im Atemholen sind zweierlei Gnaden:
Die Luft einziehen, sich ihrer entladen,
Jenes bedrängt, dieses erfrischt;
So wunderbar ist das Leben gemischt.
Du danke Gott, wenn er dich preßt,
Und dank ihm, wenn er dich wieder entläßt.“

Den Ärger über das Publikum — er nennt es mit Vorliebe „niederträchtig“ — helfen ihm Wilde und Zahme Xenien abstoßen. Sein Blut bleibt rein. Säuerlich, ein Nörgler und Protestler, ist Goethe nie geworden. „Ich wollte mich doch lieber aufhängen“, sagt der Siebziger, „als ewig

negieren, ewig in der Opposition sein“. Regiert hat er jederzeit, was „grüßgrämisch ist, mißwollend, jansculottisch, nichts Höheres über sich anerkennen“ will.

An einem Menschen dieses Gleichgewichts scheidet jeder Versuch, ihn zur tragischen Gestalt umzudeuten. Seine Dichterphantasie schwingt wohl auch ins Tragische aus; aber die Achse seines Lebensgefühls bleibt die Versöhntheit mit dem Menschenlos. Wie er selbst sagt: „Sowie Ausgleichung möglich wird, schwindet das Tragische“. Und Goethe glaubt an Ausgleichung. Seine harmonische Anlage und die Gunst des Geschicks haben es ihm nicht zu schwer gemacht, in jungen wie alten Tagen die Reichtümer seines Innern auszuleben. Und darauf kam es ihm an — nicht auf Wirkung in die Weite.

„Die Poeten schreiben alle, als . . . wäre die ganze Welt ein Lazarett . . . Das ist ein wahrer Mißbrauch der Poesie, die uns doch eigentlich dazu gegeben ist, um die kleinen Zwiste des Lebens auszugleichen und den Menschen mit der Welt und seinem Zustand zufrieden zu machen.“

Zufrieden . . . ! Eine unverkennbare Neigung zum behaglichen Mittelmaß hebt Goethe von seinen Ebenbürtigen ab. Was ihn von dem zufriedenen Spießbürger entfernt, ist: daß er sich das Maß, die Gesundheit erst erringen muß — immer wieder erringen gegen die Leidenschaften und die zarte Leidensfähigkeit, die „unseligen Gespenster“ in seiner Brust, die Macht der Sorge, schleichend groß

„Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß“.

Dieses Erobernmüssen furcht in das Antlitz des Siegers die Züge des Ernstes und der Herbigkeit.

Er weiß, das Leben ist kein Rosenpfad — auch nicht dem Liebling der Götter.

„Alles geben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.“

Sein Prometheus erschafft ein Geschlecht,

„Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich . . .“

In der beschaulichen Sprache des Fünfzigers lautet es so:

„Angewiesen auf Tätigkeit, Genuß und Entbehrung, Freude und Leid, Besitz und Verlust, Erhebung und Erniedrigung, und in solchem seltsamen Wechsel immer mit dem schönen Boden zufrieden, auf dem uns ein so veränderliches Schicksal heimsucht.“

So ist er dazu berufen, seinen Jüngern das Leben lebenswert zu machen. Denn den Anspruch auf Glück hält er fest.

„Wozu dient alle der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, . . . , von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines Daseins erfreut?“

Goethe ist kein Arzt der Mißschaffenen, der hoffnungslos Kranken — wohl des Tüchtigen, dem es „am Mittag schwüle wird“; den „des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt“.

Dem spendet er die „Abendwindeskühle“ . . . , dem öffnet er die Augen für die „ewige Zier“. Er haucht ihn an mit einem Hauche seiner Gesundheit. Er bannt ihm den Nörgelgeist und stählt ihm den Mut, „männlich an dem Steuer zu stehen . . .“: dank seiner Kunst, dank seiner Lebensweisheit und Lebensliebe.

„Man geht selten von Ihm weg, wie man zu Ihm gekommen ist“, jagt Lavater von seinem Umgang. Wir spüren ähnliches noch von seinen gedruckten Briefen.

Auch in das Unscheinbare, den kleinen Alltag, lenkt er den Strahl der Schönheit. Denn das ist Goethes Wirklichkeitskunst: sie zieht nicht das Ferne und gedankenhaft Erhabene in faßbare Hülle: sie durchwärmt das Nahe und hebt es zu seinem Wert.

„Nicht in Rom, in Magna Graecia:
Dir im Herzen ist die Wonne da!
Wer mit seiner Mutter, der Natur, sich hält,
Findt im Stengelglas wohl eine Welt.“

V.

Goethes Diesseitigkeit und Lebensglaube geht zusammen mit einer Stimmung, die man nicht anders als religiös nennen kann. Als „Heiden“ und „dezidierten Nichtchristen“ hat er sich bekannt, nicht als Glaubenslosen oder Gottesleugner.

Er hat die Grundtriebe der Religion — wenigstens nach der einen Seite hin: Ehrfurcht, Dankbarkeit, Hingabe über den Menschenkreis hinaus. Fremd ist ihm, was nach Jenseitsangst und Minderwertigkeitsgefühl hinüberliegt, und sein Abhängigkeitsbewußtsein hat mit sittlicher Verantwortung nach drüben nichts zu tun.

Gegen ein Erlöschen der Persönlichkeit im Tode sträubt er sich triebhaft. „Unerfreulich für das Gefühl“ nennt er des römischen Dichters Lukrez Streben, „die Todesfurcht durch die Vernichtung zu vernichten“. Wie weit das abliegt von der rechtgläubigen Unsterblichkeit, zeigt das kostbare Wort über seinen verstorbenen Herrn, den Großherzog: „Gewiß, wo auch sein Geist im Weltall seine Rolle gefunden, er wird dort seine Leute wieder gut zu plagen wissen.“

Sein Bedürfnis, dem „Göttlichen“ Umriß zu geben, ist begrenzt. Durch alle Lebensstufen geht eine zärtliche Naturvergottung:

„Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!“

„Natur, du ewig keimende,
Schaffst jeden zum Genuß des Lebens!“

„Ach, Natur, wie sicher und groß in allem erscheinst du!“

„Wie strack mit eignem kräftigen Triebe
Der Stamm sich in die Lüfte trägt,
So ist es die allmächtige Liebe,
Die alles bildet, alles hegt.“

Daneben thront, zumal in der Hochspannung des ersten Weimarer Jahrzehnts, eine hellenisch angehauchte Göttermehrheit.

„... Und vertrauet, scheiternd oder laudend,
Seinen Göttern.“

„Denn mit Göttern
Soll sich nicht messen
Jrgend ein Mensch.“

„Heil den unbekanntem
Höhem Wesen,
Die wir ahnen!
Ihnen gleiche der Mensch...“

Im hohen Alter bekennt er sich dazu: „Es gibt nur zwei wahre Religionen, die eine, die das Heilige, das in und um uns wohnt, ganz formlos, die andere, die es in der schönsten Form anerkennt und anbetet. Alles, was dazwischen liegt, ist Götzendienst“.

Jeder Offenbarungsreligion gegenüber hat diese Gläubigkeit etwas Läßliches und Stimmungshafte. Und sie wird nie das Gewicht auf das Übersinnliche legen. Es läuft darauf hinaus: der Mensch,

„Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.“

Das „Überweltlich-Große“ ist für Goethe der Raum mit Wolken und Sternen: kein Dantesches Götter- und Heiligenheim... Räme es auf Goethe an, wir könnten die Vokabeln metaphysisch und transzendent entbehren: die ließe er den Fichte und Hegel — deren Namen bei ihm wie Magnete die Beiwörter abstrus und absurd anziehen!

Am Christentum insbesondere bleibt Goethen fremd — trotz dem Schluß des Zweiten Faust — das Kernstück, die Erlösungslehre mit ihren Voraussetzungen: Erbsünde, Zerknirschung, Verneinung der Sinne. Oft bekennt er seine Abneigung gegen das, was er den Schindanger nennt. Und nichts

findet er gotteslästerlicher als die Dogmatik, „die einen zornigen, wütenden Gott vorspiegle.“

Das „Heidentum“, wie er es versteht und hochschätzt, trägt diese Züge — Goethe zählt sie uns einmal, in der Mitte seines Lebens, deutlich her:

Diesseitigkeit; Selbstvertrauen; Wirken für die Gegenwart; Verehrung der Götter „gleichsam nur als Kunstwerke“; Ergebung in das übermächtige Schicksal; Hochhalten des Nachruhms.

Vielsagend, daß die Tapferkeit fehlt: diese gewiß „heidnische“ Tugend! Das hängt damit zusammen, daß Goethe keine Krieger- und Heldengestalt ist, auch nicht in seinem Phantasieschaffen. Seine Geschöpfe, die ihn am kenntlichsten spiegeln — Werther, Tasso, Wilhelm Meister, Faust — sind Beschauliche, die sich nach der Tat sehnen. „Bei mir, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegsglieder eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte.“

VI.

Goethe wurzelt und blüht in seiner Zeit und wäre in keiner spätern zu denken. Die voreisenbahnliche Zeit — allgemeiner: die Zeit, eh die Maschine dem Menschen die Welt dienstbar machte und dann den Menschen selbst unterwarf, die große Unrast ins Leben brachte und der Erdoberfläche so viel Schönheit und Geheimnis entzog.

Dann der Bau der Gesellschaft. Noch war es das dünn bevölkerte Europa, wo alles Geistige auf wenig Augen stand; wo noch keine aufbegehrenden Arbeitermillionen die Grundfesten erschütterten. Mochte Frankreichs Revolution mitten in sein Leben fallen: ihm blieb im Grunde der gottgewollte Stufenbau von ungleich Berechtigten, von Herrschenden und Dienenden.

Und eine Hauptsache: Damals noch war — zum letztenmal — die Arbeitsteilung so maßvoll, war, mit Goethe zu reden, „die gildemäßige Abtrennung des Schriftstellers vom Schriftsteller, des Gelehrten vom Gelehrten“ noch auf der Stufe, daß einer wie Er es wagen konnte, faustisch ins Ungemessene zu schreiten, Farbenlehre ohne Mathematik, Steinkunde ohne Chemie, Pflanzenkunde ohne Mikroskop zu treiben. Die Natur als „die Welt des Auges, die durch Gestalt und Farbe erschöpft wird“.

Ein Menschenalter später — und Goethes Liebhabervielseitigkeit in Natur- und Kunstforschung war unmöglich!

Seinen ehrfürchtigen Ausblick zur Antike trägt die Sehnsucht nach der Welt, von der Goethe sagt: „Noch fand sich das Gefühl, die Betrachtung nicht zerstückelt, noch war jene kaum heilbare Trennung in der gefunden Menschenkraft nicht vorgegangen.“

„... Noch auf den heutigen Tag haben die Homerischen Gesänge die Kraft, uns wenigstens für Augenblicke von der furchtbaren Last zu be-

freien, welche die Überlieferung von mehreren tausend Jahren auf uns gewälzt hat.“

Für Goethe stehn die Griechen dicht neben der Natur. „Ich habe an der Homerischen wie an der Nibelungischen Tafel geschmaust, mir aber für meine Person nichts gemäßer gefunden als die breite und tiefe, immer lebendige Natur, die Werke der griechischen Dichter und Bildner.“

Für Faust wird das Ergreifen der klassischen Schönheit in der Gestalt von Helena zur langersehnten Glückseligkeit.

Denkwürdig ist das Bekenntnis des Fünftzigers: kein Gelehrter habe „ungestraft jene große philosophische Bewegung, die durch Kant begonnen, von sich abgewiesen, sich ihr widersetzt, sie verachtet — außer etwa die echten Altertumsforscher, die durch die Eigenheit ihres Studiums vor allen andern Menschen vorzüglich begünstigt zu sein scheinen. Denn indem sie sich nur mit dem Besten, was die Welt hervorgebracht hat, beschäftigen“, . . . erscheinen sie „innerhalb ihres eigenen Kreises bis zur Verwunderung, ja bis zum Erstaunen ausgebildet.“

Auch dieses Wunschbild war zeitgebunden. Es ist seither von Geschlecht zu Geschlecht dünnblütiger geworden.

Auch in andrem hat die Erziehung der deutschen Sprachgemeinde von Goethes Pfaden weggeführt. Wir dürfen uns das nicht verhehlen. Die nach Weimar benannte Lebensanschauung hatte ihre Zeit.

Auf Goethes glücksgläubige Naturvergottung folgten neue Wellen eines streitbaren Palästinaaglaubens.

Der durch Nietzsche aufgebrachte neue Genietypus: der fäusteballende, im grunde nur sich selbst liebende Übermensch, hat Vielen den Anblick der milden Goethischen Sonne vernebelt.

Auf die Goethische Anschaulichkeit und Greifbarkeit folgte ein neuer Schwall deutscher Gedankenblässe, diesmal ausgehend vom Tübinger Stift. Wie eine graue Steinlauene verschüttete dies Goethes Blumenwiese.

Das Tor der Entwicklungslehre tat sich auf und damit ein neuer — man kann nicht leugnen: nüchternerer — Blick auch auf das Menschengeschlecht.

Auf Goethes liebend-gutmütige Weltbürgerei folgte die Vaterlandsverehrung, das völkische Selbstbewußtsein: aufgepeitscht zuerst durch den Napoleonischen Machtkrampf, ausmündend in den heutigen Zustand des unverhohlenen Völkerhasses.

Der rosenfarbene Rückblick auf die Geschichte: „Der Lobgesang der Menschheit, dem die Gottheit so gerne zuhören mag, ist niemals verfrummt . . .“: das klingt uns heute wie von einem andern Planeten.

Wieweit Goethe eigentlich sein Volk erzogen hat — —: aus der Breite seines Ruhms, der Menge seiner Auflagen und dem Geräusch seiner Jubelfeiern wollen wir das nicht ablesen.

Wenig große Namen sind so mißbraucht worden . . . Draußen vor unserm Weichbild steht ein ragendes Denkmal dieses Mißbrauchs.

Über seine Kunst, seine Lyrik, hat der Wandel der Zeit keine Gewalt: so wenig für die dorischen Tempel, die gotischen Dome, die Bachischen Fugen der Begriff des Veraltens besteht.

Goethe selbst zählte nur auf eine kleine Gemeinde. „Von meinen eigenen Liedern, was lebt denn?“ fragt er im hohen Alter. Wir dürfen heute sagen: es lebt viel davon — auch über die zünftigen Kreise hinaus. Unsere besten Lirndichter seit Mozart haben sich mit dem Goethischen Worte verbündet: eines der glücklichsten Ereignisse der deutschen Geistesgeschichte.

Und die Wirkung von Goethes Menschentum...?

Wir haben uns eingestanden, was Goethes Welt von der heutigen abrückt; was ihn zu dem einmaligen, nie wiederkehrenden Wesen macht. Wer vermäge sich, den nachdrücklichen Sätzen des alten Meisters zu widersprechen?:

„Meine Sachen können nicht populär werden; wer daran denkt und dafür strebt, ist in einem Irrtum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, — nur für einzelne Menschen, die etwas Ähnliches wollen und suchen.“

Wer Ähnliches will und sucht, den erinnert der Gedenktag daran, was er seinem Führer und Beleber zu danken hat.

Erneuerung der Kirche?

Von Hermann Wiedmer, Zürich.

Der Begriff der „Kirche“ schließt immer auch das Christentum ein, nicht ein bestimmtes menschenfreundliches Ideal, sondern die christliche Lehre, wie sie sich auf den vier Evangelien und den Apostelbriefen aufbaute. Die Ägypter, Griechen und Römer hatten Tempel, die Buddhisten Stupas, die Juden Synagogen und die Mohammedaner Moscheen. Von Kirchen sprechen wir nur bei den christlichen Religionen.

Dem Katholizismus ist die Kirche eine von Christus selbst gestiftete, mit göttlichen Wunderkräften ausgestattete Heilsanstalt, irdisches Abbild einer überirdischen göttlichen Ordnung, streitend und triumphierend, Mittlerin zwischen Erde und Himmel, verlorene Seelen durch die Sakramente aus ewiger Verdammnis zu erretten. Der Papst als Stellvertreter des Stifters ist unfehlbarer Lehrer in Dingen des Glaubens, Herr über alle Gnaden- und Erlösungsmittel.

Die Reformatoren, vornehmlich Luther, trennten radikal Irdisches und Überirdisches im Kirchenbegriff, unterschieden eine unsichtbare und eine sichtbare Kirche, jene die „Gemeinschaft der Heiligen“, einig im Glauben an die Erlösung durch Christus, diese eine Lehrstätte des unverfälsch-